

Sehr geehrte Kolleg*innen, liebe Geschwister, liebe Freund*innen der Diakonie,

die Jahreslosung 2020 lautet „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9,24)
Ein Vater bittet Jesus um Heilung für seinen Sohn. Jesus antwortet „Alle Dinge sind möglich, dem der da glaubt“ Und der Vater ruft „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Und so ist das wohl immer: Kaum jemand versteht es ohne Zweifel zu glauben und zu hoffen. Immer wieder geraten wir in Situationen des Zweifels und der Unsicherheit, obwohl wir doch eben noch überzeugt waren, auf dem richtigen Weg zu sein. Der Zweifel ist manchmal gut und richtig, damit wir innehalten und den Kurs überprüfen. Manchmal kommt er aber auch im komplett falschen Moment, dann nämlich, wenn wir alle Kraft und Hoffnung brauchen. Dann können wir mit der Jahreslosung beten: „Gott ich glaube. Hilf mir in meinem Unglauben!“

Am 09.10.2019, also noch kurz vor unserer letzten Mitgliederversammlung, hatte der Rechtsextremist Stephan B. am Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, versucht in die Synagoge in Halle einzudringen, um die dort versammelten Personen (69) zu töten. Der Anschlag hatte – obwohl er misslang – zwei Tote und zwei Verletzte zur Folge und schreckte das Land ob des gezeigten gewalttätigen Antisemitismus auf. Wir hatten nicht gedacht, dass solches in Deutschland möglich sein könnte. Es gab viele gute Reden gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit zu hören.

Am 19.02.2020 starben in Hanau 11 Menschen im Umfeld von zwei Shishabars durch die Kugeln eines überzeugten Rechtsradikalen. Diesmal waren die Opfer mehrheitlich Muslime. Wieder war das Entsetzen groß, wieder hörten wir zum Teil hervorragende Reden gegen Fremdenfeindlichkeit. Mir wurde zu dem Anlass deutlich, dass uns bereits rechtes Gedankengut im Kopf steckt: die Toten in Halle und Hanau waren –ebenso wie die Opfer der NSU Morde – keine Fremden. Sie hatten Arbeitskolleg*innen, Freund*innen, Nachbar*innen. Ihre Fremdheit ist ein Postulat der Rechten – und in jeder gut gemeinten Rede laufen wir Gefahr, dieses Postulat zu übernehmen. Wir müssen als gesamte Gesellschaft lernen, inklusiv zu denken.

Inklusion ist ein zentrales Thema der Diakonie und ich bin sehr dankbar, dass wir unsere große Glaubwürdigkeitslücke im Arbeitsrecht weitgehend geschlossen haben. Auf die Dauer ist es nicht haltbar, für Inklusion und Integration zu reden, offiziell „für alle“ da zu sein und schließlich allen die keine Christ*innen sind, ein Arbeitsverhältnis zu verweigern. So erschreckend dieses

Jahr auch bisher war, mit rechtem Terror, einem zugleich lächerlichen und besorgniserregendem „Sturm auf den Reichstag“, mit Reichsflaggen bei Anti-Corona Demos und rechtsradikalen Chat Gruppen bei der Polizei: Das alles bestätigt mich, dass wir mit der Kombination von Interkultureller Öffnung und evangelischer Profilentwicklung genau auf dem richtigen Weg sind! Wir verhandeln dabei keine Luxusthemen, nice to have, sondern zentrale Grundsatzfragen unserer Gesellschaft. Wir müssen als Diakonie den demokratischen Rechtsstaat schützen, schon, weil er sich in dieser Welt als verlässlichster Garant von Gerechtigkeit erweist. Ja, es ist wahr: es gibt auch in unserem Land Armut und soziale Missstände, aber niemand ist minderwertig und rechtlos. Das sagt die Bibel und das sagt das Grundgesetz. Das ist die Basis all unserer Arbeit, die wir mit Gottes Hilfe zu verteidigen haben. Wir machen das durch öffentliche politische Verlautbarungen, aber auch und vor allem durch interkulturelle Öffnung, durch Antirassismustraining und eine offensive Diversizitätsorientierung in unseren glaubwürdig evangelisch profilierten Einrichtungen. Da gibt es dauerhaft viel zu tun, aber es ist wichtig!

Viel Glaube forderte der 16. März 2020, als wir beschlossen alle unsere Mitarbeitenden von einem Tag auf den anderen wegen Corona nachhause zu schicken und von dort aus arbeiten zu lassen. Ich gebe zu: ich hätte nie auch nur zu hoffen gewagt, dass das so gut klappen würde. Wir wurden ja dringend gebraucht: Die meisten unserer Mitgliedsunternehmen benötigten Masken und Schutzkleidung, viele sahen sich in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht, Finanzierungsfragen mussten mit der Stadt geklärt werden. Und immer wieder waren ethische Konflikte zu klären: Wie sind das Recht auf Schutz und körperliche Unversehrtheit und die Freiheitsrechte in ein der Situation angemessenes und gesellschaftlich akzeptiertes Verhältnis zu bringen? Einige Fachbereiche des Diakonischen Werkes haben tatsächlich jeden Tag rund um die Uhr in mehreren Schichten gearbeitet um für die Nöte der Mitgliedseinrichtungen hilfreich zur Verfügung zu stehen. Zu alle dem werden Frau Brasch und Herr Rehm noch konkreteres sagen.

Ich persönlich war sehr beeindruckt von Engagement und Leistungsfähigkeit vieler Kolleg*innen und möchte mich dafür auch an dieser Stelle nochmal bedanken. Dabei war uns allen natürlich Ansporn und Motivation zu sehen, mit welchen Problemen Sie, unsere Mitglieder zu ringen hatten. Zu sehen, wie z.B. Ärzt*innen, Pflegekräfte, aber auch Erzieher*innen in Eingliederungshilfe und Jugendhilfe und viele andere weiterhin jeden Tag, zum Teil unter widrigsten Bedingungen, zur Arbeit gegangen sind um sich für die Belange der Menschen einzusetzen für die wir als Diakonie da sind.

Neben der Unterstützung unserer Mitgliedseinrichtungen war es uns auch wichtig, die Marke Diakonie öffentlich als Teil der Lösung zu präsentieren: Wir sind an der Seite der Menschen in Not! Wir organisieren bürgerschaftliches Engagement! Auf der Homepage der Diakonie Stiftung Mitmenschlichkeit haben sich über 2000 Menschen für ehrenamtliche Unterstützungsdienste registrieren lassen mit denen wir auch künftig weiter in Kontakt bleiben werden. An der „Aktion Hoffnungsbriefe“ der Stiftung haben sich mehr als 6000 Briefschreiber*innen aus ganz Deutschland beteiligt. „Hamburg hält zusammen“ war eine Aktion des NDR, aber wesentlich ermöglicht durch ein Backup Team des Diakonischen Werkes. Und auch im Rahmen der Hilfsaktion des Abendblattes konnten wir viele Menschen in Not unterstützen. Das alles war bei aller Not frohmachend, inspirierend und für mich ganz persönlich auch glaubensstärkend. Die mediale Begleitung unseres Engagements war groß und deshalb erhielten wir viel Zuspruch und Unterstützung aus der gesamten Stadt. Besonders gefreut hat uns aber, dass es uns dank einer Großspende der Firma Reemtsma gelungen ist, gemeinsam mit Hinz&Kunzt und der Alimaus 170 obdachlose Menschen für drei Monate in Hotels unterzubringen. Dadurch konnten wir nicht nur alle unsere Gäste erfolgreich vor Corona schützen, einige haben sich auch sehr gut vom Leben auf der Straße erholt und konnten dank intensiver Beratung und Begleitung eine gute Folgeunterkunft oder sogar Arbeit finden. Vor allem aber konnten wir zeigen, dass eine dezentrale Unterbringung und Betreuung wohnungsloser Menschen möglich, sinnvoll und finanzierbar ist. Schließlich fordern wir von der Stadt seit langem, von unruhigen Großunterkünften mit Sicherheitsdiensten etc. Abstand zu nehmen.

Insgesamt ist es vermutlich nicht falsch davon auszugehen, dass die starke Präsenz der Diakonie in der schwierigen Phase des Lockdowns auch Grund dafür war, dass das Spendenaufkommen insgesamt nicht zurückgegangen ist, wie bei vielen anderen Vereinen und Verbänden. Vor allem aber freuen wir uns, dass der NDR kurz nach dem Lockdown beschlossen hat, entgegen vorheriger anderer Planungen seine diesjährige Weihnachtsspendenaktion „Hand in Hand für Norddeutschland“ gemeinsam mit der Diakonie und der Caritas im Norden durchzuführen. Dabei hat sich der NDR ausdrücklich gewünscht, dass das Diakonische Werk Hamburg wieder die Geschäftsführung für das gesamte Sendegebiet wahrnimmt. Ein Wunsch dem wir mit Zustimmung aller Beteiligten gerne nachkommen.

Seit Mitte Mai ist es unseren Kolleg*innen freigestellt wieder in ihren Büros im Dorothee-Sölle-Haus zu arbeiten. Bis heute gilt im Haus Maskenpflicht und es

ist uns wichtig, das möglichst jeweils nur eine Person pro Büro vor Ort arbeitet. Wir haben in den letzten Monaten gelernt, dass mobiles Arbeiten möglich ist und eine digitale Mitarbeiter*innenumfrage hat ergeben, dass die Kolleg*innen Wert darauf legen, auch unabhängig von Corona freiwillig mobil arbeiten zu können. Als Vorstand haben wir beschlossen, diese Entwicklung zu fördern. Voraussetzung erfolgreicher mobiler Arbeit ist allerdings einerseits der digitale Zugriff auf alle Akten und alle wichtigen Workflows und andererseits die Ausstattung mit entsprechenden Endgeräten. Obwohl wir wegen Corona mit erheblichen Einnahmeausfällen u.a. durch Rückgang der Kirchensteuer rechnen, werden wir im Bereich Digitalisierung weiterhin stark investieren. Insbesondere was die technische Ausstattung unserer Mitarbeiter*innen im Landesverband anbetrifft sind wir schon fast am Ziel.

Mobiles Arbeiten und größere Agilität aber auch die gestiegenen Teilhabebedürfnisse insbesondere vieler unserer jüngeren Mitarbeiter*innen machen es notwendig unsere Führungskultur zu überprüfen. Gut, dass wir bereits 2018 mit einem Führungskulturprozess begonnen haben. Ich bin überzeugt: ohne diesen Prozess wären wir schwieriger durch die Krise gekommen. Nun verstärken wir unsere Anstrengungen um die Digitalisierung erfolgreich voranzutreiben, notwendige Einspareffekte zu erzielen, unser Haus mit Blick auf die anstehenden Ruhestandseintritte vieler erfahrener leitender Mitarbeiter*innen in den nächsten Jahren auch strukturell gut für die Zukunft aufzustellen und ein*e attraktiv*e Arbeitgeber*in auch für jüngere Mitarbeiter*innen zu sein. Interkulturelle Öffnung, Diversizitätsorientierung und Profilentwicklung werden dabei genauso wichtig bleiben wie das Betriebliche Gesundheitsmanagement. Wir lernen in diesem Prozess, wie entscheidend nicht nur die verbindliche Zusammenarbeit mit der Mitarbeitervertretung ist, sondern auch eine dauerhaft verlässliche regelmäßige Kommunikation mit allen Mitarbeiter*innen. Gelingende Teilhabe setzt voraus, dass alle wissen, woran gearbeitet wird. Ich gebe zu: da können wir noch viel besser werden.

Diese Prozesse sind anstrengend, aber sie machen Spaß, weil sie erkennbar in die Zukunft führen. Ich bin sehr zuversichtlich, dass wir auf diese Weise auch 2030 ein auf der Höhe der Zeit funktionsfähiger, gesellschaftlich relevanter Spitzenverband sein werden.

Ungläubig, ja fassungslos habe ich vor einigen Tagen die Geschehnisse um das Lager Moria verfolgt. Wer den kleinen Film „A short story of Moria“ von Joko und Klaas gesehen hat kann vielleicht nachvollziehen, dass ich mich zum ersten

Mal in meinem Leben wirklich geschämt habe ein Europäer zu sein. Und welcher Unterschied, ob Filmaufnahmen von akkreditierten Journalistenteams gemacht werden, oder von betroffenen Menschen mit ihren Handys. Ich war erschüttert und konnte kaum glauben was ich sah. Soviel Elend, Verwahrlosung und Verrohung auch von behördlicher Seite auf europäischem Boden. Das tritt nicht nur die Würde der Geflüchteten mit Füßen, sondern auch unsere eigene. Ich bin kein Träumer, ich weiß, dass es für eine gelingende Migrationspolitik Grenzen und geregelte Zugänge braucht. Das alleine wird selbst wenn es gut funktioniert immer zu Tragödien führen, weil Menschen ihr ersehntes Ziel für das sie alles aufgegeben haben, nicht erreichen werden. Bei jedem Einzelschicksal kann einem das das Herz brechen. Schlimm genug also, wenn alles gut läuft. Warum wir es aber zulassen müssen, dass Menschen in unseren Lagern wie auf Müllhalden hausen, schlecht ernährt und medizinisch unterversorgt, das will sich mir nicht erschließen. Das ist ein Skandal und eine Schande! Um das zu ändern, braucht es auch keine einheitliche EU Flüchtlingspolitik, sondern schlicht und ergreifend etwas Anstand. Es ist Ulrich Lilie, dem Präsidenten der Diakonie Deutschland zuzustimmen, wenn er fordert, dass das politische Taktieren auf dem Rücken der Flüchtlinge endlich ein Ende haben muss.

Aus dem Innenministerium hört man derzeit immer wieder den Satz „2015 darf sich niemals wiederholen“. Ein Satz wie ihn Rechtspopulist*innen nicht besser propagieren könnten. Wir sind meilenweit entfernt von der Situation 2015. Und davon abgesehen wird 2015 von der Mehrheit der Bevölkerung gar nicht negativ bewertet, wie viele Umfragen zeigen.

Im August war es 5 Jahre her, dass Angela Merkel die berühmten Worte gesprochen hat: „...Wir haben schon so viel geschafft. Wir schaffen das!...“ Ich habe mir eine Woche Zeit genommen und das Gespräch mit Geflüchteten, Engagierten, Politiker*innen und anderen Menschen gesucht um herauszufinden, ob wir es denn nun geschafft haben. Das Ergebnis war eindeutig: Niemand war der Meinung, wir hätten es nicht geschafft. Hunderttausende Geflüchtete sind in Sicherheit. Sie haben Unterkunft, Nahrung und medizinische Versorgung. Die meisten leben in ihren eigenen Wohnungen. 50% sind in Ausbildung, Studium oder Arbeit. Kinder gehen in die KITA oder zur Schule. Die Kriminalitätsrate ist nicht gestiegen. Dahinter steht die enorme Leistung vieler Geflüchteter aber auch unterstützender Ehren- und Hauptamtlicher. Die Diakonie hat dazu einen kräftigen Beitrag geleistet. Eigentlich könnten wir stolz sein auf das was wir geschafft haben. Wir sind seit 2015 arbeitsmarkt- und integrationspolitisch wirklich weit vorangekommen.

Wir haben erfolgreich gelernt wie Integration funktioniert: indem man sich nämlich an den Interessen und Bedarfen derjenigen orientiert die die Integrationsleistung wesentlich zu erbringen haben und nicht an den Interessen und Haltungen derjenigen die das ganze Projekt eigentlich verhindern wollen. Und hier wird die Bilanz zwiespältig: Das Innenministerium und das BAMF wollen vor allem Rechtspopulismus verhindern und betreiben deshalb seit 2016 eine dermaßen restriktive Aufenthaltspolitik, dass diese zum Integrationshindernis wird. Insbesondere in Gesprächen im „Fluchtpunkt“ oder auch bei „Verikom“ wurde deutlich, welche schwierigen Folgen das verschärfte Aufenthaltsrecht für viele Menschen in Hamburg hat: ein ungesicherter Aufenthalt und lange Warte- und Prozesszeiten verbrennen Engagement und Lebenszeit die für gelingende Integration benötigt würden. Dennoch das Fazit aller Engagierten auch in den diakonischen Einrichtungen und Initiativen die vor allem mit dem Aufenthaltsrecht ringen: Wir können das schaffen. Wir schaffen das. Wir müssen es aber auch schaffen wollen. Und: Wir haben schon ganz viel geschafft!

Dieses Fazit ist mir wichtig, denn vor uns liegen große Herausforderungen. Die größte ist wohl die Klimakatastrophe. Darunter liegen unzählig viele kleinere, bis hin zu den Change Prozessen bei uns im Haus. Ich schaue darauf mit einer Mischung aus Glaube und Unglauben: „Wir werden das schaffen! Schaffen wir das wirklich?“ Deshalb ist es so wichtig wahrzunehmen und vielleicht sogar zu feiern was wir bereits geschafft haben, denn wir brauchen ja Kraft, Energie und Hoffnung für die Zukunft: „Wir haben schon so viel geschafft. Wir schaffen das!“ Oder mit der Jahreslosung gesprochen: „Ich glaube. Gott, hilf meinem Unglauben!“